

Bei seinem „Sonderdienst“ rechnet Herbert Buschenhenke mit den meisten Anrufen. 06-60: „Was koche ich heute“, 06-61 bis 06-60: „Tageshoroskopdienst“ (jeweils drei Sternbilder pro Nummer) 06-65: „Büchermarkt, Neuerscheinungen“, 06-66: „Witz des Tages“, 06-67: „Filmstar-Geburtstagsdienst“, 06-68: „Teleform-Hinweisdienst, Auskunft“, und 06-69: „Lottedienst“ bei Ziehungen.

Buschenhenke: „Der Witz des Tages muß zum guten Ton gehören. Firmen könnten damit gute Reklame für sich machen.“

Für den Sport hält Herbert Buschenhenke die 06-7-Gruppen frei. Parteien, Kirchen und Zeitungen kommen unter 06-80 bis 06-89. 06-90 sagt „aktuelle Geschenke“ an und bis 06-99 sind die Nummern für wichtige vorher angekündigte Reportagen reserviert.

Ich helfe Dir

Je tiefer, desto besser

Wenn auf München eine Atombombe fällt, möchte ich hier in Au am Inn am Leben bleiben“ sagt bedächtig Karl Hörrmann: Er hat Aussicht, bei Münchens Untergang dem Hiroshima-Tod zu entkommen, meinen Fachleute. Mit seinem Atombunker sei er durchaus auf dem richtigen Weg.

Gegen die unmittelbare Wirkung der Atombombe ist vorläufig kein Kraut gewachsen. Aber Au liegt 54 km Luftlinie östlich von München. Da kann man schon etwas gegen Luftdruck und radioaktive Strahlen unternehmen.

Karl Hörrmann: „Ich wollte den Menschen die Atomangst nehmen. Täglich schreiben die Zeitungen von immer größeren Atombomben — an den Schutz des kleinen Mannes denkt niemand.“

Der 62jährige in seinem Siedlungshaus von Streichholzschachtelformat neben dem Obereinödhof gehört selbst zur international vergessenen Legion „Kleiner Mann“. Aber der biedere Schwabe hat eine Gehirnwindung mehr als seine Mitmenschen, da, wo die Geistesblitze knistern. Er ist der sympathische Typ des Alltagsfinders.

Es fing ganz harmlos an. Damals, als er noch Konditor war. Eines Tages verletzte ihn die weit herausstehende Hutnadel einer lebhaften Dame. Kurz darauf blitzte es bei ihm. Zwei Klemmen, im Hut eingebaut, ersetzen die Nadel. Aber sein erstes Reichspatent wurde nicht populär. Es gefährdete die Lockenpracht der Damenwelt.

Dann kam Hörrmanns Knüller: DRP 539 313 mit Zusatzpatent 566 129, ausgestellt am 13. 8. 1930. Wie heute die halbe Menschheit ihr atomisiertes Ende erwartet, so fühlten sich damals die ängstlichen Gemüter kurz vor der Vergasung. Gasmasken wurden mannigfaltig konstruiert. Exkonditor sah Kinder: „Die und Gasmasken auf?“ Er hatte die Idee der Gasschutzzelle, „aus mit Inathol imprägnierten Preßstoff plus Fugensicherung, aber zerlegbar.“

In Stuttgart setzte er sich in die Zelle und ließ den Raum drumherum unter Gas setzen. Stundenlang blieb er fidel. Acht Auslandspatente holte er auf seinen Namen. Im zweiten Weltkrieg baute England die Zellen im Serienbau. Verdient hat Hörrmann an seiner Erfindung ganze 10 000.

Ein Weltschlagler wird Hörrmanns „Elektrischer Insektentöter“, prophezeien die Patentanwälte. Diese Erleuchtung verdankt er den Schnaken von Heidelberg, die ihn Jahr für Jahr auffraßen. Fliegenfänger, von der Decke baumelnd, helfen nicht viel. Hörrmann sah es und sagte:



Hörrmanns Knüller
Atom-Bunker

„Wir leben doch nicht im Zeitalter des Kienspans“. Auch Fliegen und Mücken müßten das Zeitalter der Elektrizität spüren. Sie spüren es bald. Ein Stab mit duftender Honig-Paraffin-Füllung, nachts mit lockender Lampe und umgeben von Draht unter Spannung, wird der tod-sichere Insektentod sein.

Das ist alles nichts gegen den Atombunker. Hörrmann beschaffte sich alles Lesenswerte über die Wirkungen der Bombenexplosionen. Er kam zum Resultat: „Auch beim Atomkrieg gibt es eine Möglichkeit, noch einmal davonzukommen: Hinein in die Erde. Je tiefer desto besser.“

Der Weise von Au erinnert an die Arche Noah und meint: „Das zweite Mal wird die Erde durch Feuer vernichtet. Man muß was dagegen tun.“



Pappenbergers Clou
Kupfer-Schirm

Die Arche Hörrmanns ist frappierend einfach. Dipl.-Ing. Karl Pappenberger in Rosenheim, mit gründlicher Bunkererfahrung aus Weltkrieg II, hat sie konstruiert. „Läßt sich verdammt billig herstellen“ meint er, mit seiner Zeichenrolle bayrisch dozierend.

In zwei Tagen kann der „kleine Mann“ seinen Atombunker für den Hausgebrauch im Vorgarten stehen haben. So soll das Ding aussehen: Einen Schacht mit Durchmesser 80 cm etwa 5 m senkrecht in die Erde hinein, von 20-cm-dickwandigen Betonröhren umschlossen, anschließend ein Betonkessel von 2 m Durchmesser. Platz für acht Personen, Lebensmittel, Sauerstoffflaschen.

Der Clou: 20 cm ringsum wird ein Abschirmungsnetz aus Kupferdraht oder verzinktem Eisendraht einbetoniert. „Das neutralisiert radioaktive Strahlen“, sagten Physiker zu Hörrmann. Auch eine einbetonierte Bleifolie würde gut abschirmen.

Der Erfinder kann das alles praktisch nicht ausprobieren. Wo gibt es in Deutschland radioaktive Strahlen von Hiroshima-Qualität? Er kann noch nicht einmal Probekunker bauen. Das Geld fehlt.

Er ließ eine religiöse Schrift im Selbstverlag drucken „Ich helfe Dir“, Preis 60 Pfennig oder gar nichts, nach Belieben. Das war wahrlich kein Geschäft. Aber Hörrmann will an seinem Atombunker keine Millionen verdienen. Wenn auch Oscar Knössel aus Schifferstadt Hörrmann vorschlug, seinen Atombunker durch ihn an 70 bis 80 Länder zu verkaufen. Pro Land gegen eine Abfindung von 100 000 Dollar, bei zweiprozentigem Vermittlerlohn für Knössel.

So weit sind Hörrmann und Pappenberger nicht. Der Ing. sagt: „Das ist erst der Anfang. Es wird noch manches daran zu ändern sein“. Hörrmann sagt: „Wenn die ihre Atombomben vernichten, zerreiße ich meine Pläne“. Er glaubt nicht ans Zerreißen.

Wenn man den Drang in sich spürt

Pelkartoffeln und Hering

Zwei Kriminalbeamte sollten Mannheims Bischofsitz ausheben. Als sie an der Gartenpforte des leicht bombenbeschädigten Zweifamilienhäuschens in der Wotanstraße 1 schellten, hielt ihnen Bischof Paulus Maria seinen Ring unter die Augen: „Sehen Sie denn nicht, ich bin Bischof!“

Die Beamten veranlaßten Paulus Maria jedoch, ein Zivilgewand anzulegen. Dann führten sie ihn in Untersuchungshaft ab, um ihm sein Sündenregister vorzuhalten.

„Bischofsweihe in Mannheim“ hatte der Mannheimer „Morgen“ noch vor wenigen Wochen geschmeichelt notiert. Seit der 60jährige Mariaviten-Bischof Fätme im Oktober eigens aus Nantes gekommen war, um Bruder Paulus Maria die Weihen zu geben, war Mannheim plötzlich Bischofs-sitz geworden.

Dr. Dr. h. c. Helmut Norbert Maas, mit geistlichem Namen Paulus Maria, zelebrierte fortan vor der 18köpfigen Mariaviten-Gemeinde*) Mannheims sonntags die Messe.

Die geistliche Tätigkeit ernährte die fünfköpfige bischöfliche Familie (außer Paulus Maria das Elternpaar Maas und zwei Kinder einer verstorbenen Tochter) nur mäßig. Was an Geld hereinkam, wurde zu einem großen Teil in Altarkerzen und sonstigem Kirchengeschick angelegt.

*) Mariaviten, eine in Deutschland staatlich nicht anerkannte Sekte mit Ursprungssitz in Tschestochtu. 1906 vom Papst exkommuniziert. Ehe der Priester mit Nonnen erlaubt.

Ein Freudentag herrschte im bischöflichen Hause, wenn eine Beerdigung telephonisch (Ruf 5 95 83) bestellt war. Ob Katholik, Protestant oder Dissident. Paulus Maria beerdigte alle. „Die 25 Mark hätten wir wieder“, schmunzelte er, wenn er im geistlichen Schmuck das Haus verließ. Von einfachen Beerdigungen für fünf Mark riet er ab.

Parterre-Bewohner Rihm, Schulmeister, KP-Funktionär, und im Verdacht des Titoismus, wurde wohl oft durch Harmoniumspiel und fromme Gesänge beim Studium kommunistischer Pandekten gestört, stellt aber der Bischofsfamilie ein gutes Zeugnis aus.

Nie ging jemand ohne einen Teller Suppe aus dem bischöflichen Hause. Wer in Not war, fand Hilfe, obwohl die Bischofsfamilie meist selber nur Pellkartoffeln mit Hering aß. Wenn einmal ein Care-Paket kam, wurde extra das „Sanctum fixum“ gesungen.

Stutzig wurde KP-Rihm erst bei der Weihe des ungarischen DP's Tiburez zum Diakon. Der Ungar lag am anderen Morgen in seiner schwarzen geistlichen Tracht mit aufgenähtem weißem Kreuz am bischöflichen Gartenzaun, nicht tot, sondern betrunken. Es stellte sich weiter heraus, daß der neue Diakon vorbestraft war (§ 175). Darauf annullierte Bischof Paulus Maria die Weihe.

Zuweilen sagte aber Bischof Paulus Maria in gehobener Stimmung selber: „Es ist ja doch alles Schwindel.“

Dieser Ansicht war Mannheims Kriminalpolizei-Chef Rietschert schon lange. Oberstaatsanwalt Mühlentfels griff jedoch zunächst nicht ein. („Solange einer in seinen vier Wänden Sonne oder Mond anbetet, kann er das tun.“)

Erst als Generalvikar Dr. Rösch von der Erzdiözese Freiburg darauf hinwies, daß Maas in der Öffentlichkeit in der Kleidung eines katholischen Geistlichen auftrete und damit das Reichskonkordat vom 30. Juni 1933 verletze, erließ er Haftbefehl.

Es stellte sich heraus, daß Paulus Maria sowohl ein Zeugnis der mittleren Reife als auch ein Abiturientenzeugnis gefälscht hat. Auch eine Bescheinigung über die erfolgreiche Teilnahme an dem Reichssonderlehrgang zur Ausbildung römisch-katholischer Theologen in Speyer war falsch.

Der zweifache Doktor ehrenhalber war angeblich von einer mexikanischen Universität verliehen. Auch wenn es stimmte, war Maas nicht berechtigt, diese Titel in Deutschland zu führen.

Bei Durchsicht der Geschäftsbücher des „Bauvereins des Mariaviten-Ordens“ war außerdem ein größerer Betrag nicht aufzufinden.

Von klein auf war Helmut Norbert Maas besessen, Geistlicher zu werden. Ein unglücklicher Sturz, von dem er einen Körperfehler behielt, verdarb ihm die Karriere. Die katholische Kirche, die auf gut gewachsene, stattliche Priester hält, hatte ihm von geistlichen Aemtern abgeraten.

Maas wurde daraufhin Protestant, dann neupapstlicher Bekenner und schließlich Mariavit. Er wollte auch ohne Theologiestudium Geistlicher werden. „Wenn man nur den Drang in sich spürt“.

„Auch die Apostel haben schließlich keine Universität besucht“, argumentiert er. Außer einer kurzfristigen kaufmännischen Tätigkeit bei der Mannheimer Firma Brown, Boveri & Co. war er nie etwas anderes als Geistlicher, zuletzt Bischof.

„Er ist ein kleiner Schwindler“, setzt sich KP-Funktionär Rihm für seinen Obermieter ein. „Man sollte ihn laufen lassen, nachdem man nicht einmal den großen Schwindlern etwas getan hat.“

Das heißt doch der Mann mit Bart

Alles für dich, Südafrika

Der letzte vollbärtige Besatzungssoldat Georgs VI. ließ sich, nachdem er 145 Tage das Aergernis der Militärpolizei gewesen war, am 16. Dezember von einem Hamburger Faktotum der schönen Welt auf dienstvorschriftsmäßiges Bartmaß (Schnurrbart) zurechtstutzen. Gegen Hinterlegung von Einsfüfundzwanzig in deutscher Währung. Nervös fährt nun Alec Bartman, 23, Sergeant von „South African Armoured Corps“ die blanke Wange entlang und sagt: „Damned! Ich muß mir es abgewöhnen. Wenn ich an



„Ich muß es mir abgewöhnen“
Bartman

meinen Bart faßte, konnte ich mich immer so schön konzentrieren.“

Der Bart des Sergeanten Bartman hat außer seiner 145tägigen Geschichte auch noch eine 111jährige: Am 16. Dezember 1838 fingen die zur Besiedlung der Kap-Kolonie ausgezogenen „Voortrekker“ den Ansturm der Eingeborenen ab und besiegten die Zulus in der Schlacht am Blutfluß. Es war der Sieg der weißen Zivilisation, unter den Vorkämpfern Bartmans Ahne Bartman.

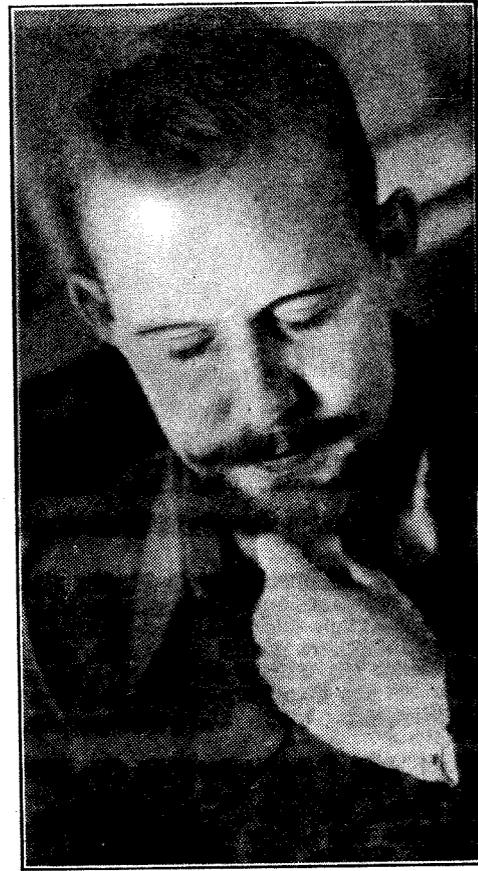
Zur Erinnerung an den großen Treck beschlossen die Südafrikaner, ein Denkmal zu bauen. Schon zur Jahrhundertfeier am 16. Dezember 1938 wartete Südafrika darauf, in der Nähe von Pretoria war schon der Grundstein gelegt. Aber erst am 16. Dezember 1949 weihte Ministerpräsident Malan mit Gottesdienst und Salutschüssen das Monument ein. Inschrift: „Ons fir jou, Suid-Afrika“ („Alles für dich, Südafrika“).

Es war beschlossen worden, als Kopie des historischen Habits zur Denkmalsfeier auch den Soldaten Barttrachten zu gestatten. Zuwiderlaufende Dienstvorschriften

der Armee, die gleich den Kriegsvorschriften Vollbärte verbieten, wurden interimistisch außer Kraft gesetzt. „Gesuche zur Erlaubnis, einen Vollbart zu tragen, werden vom Armeestab berücksichtigt.“

Chef des afrikanischen Generalstabs, Generalleutnant Len Beyers, inspizierte, als der Stabsbefehl in Kraft trat, Besatzungstruppen in Deutschland. Auf dem Lübecker Flugplatz meldete sich bei ihm als Vertreter der südafrikanischen Militärmission in Deutschland Sergeant Alec Bartman mit vorschriftsmäßiger Kinnrasur.

„Bartman“, sagte Stabschef Beyers, „das heißt doch auf Afrikaans der Mann mit



„Wenn ich an meinen Bart faßte“
Auch Bartman

dem Bart!“ Und, als er gehört hatte, daß Alec ein Abkömmling des historischen Blutfluß-Bartman sei: „Reichen Sie Erlaubnis ein.“ Obwohl Alec niemals ernsthaft gedacht hatte, 6000 Meilen zur Denkmalsfeier zu reisen, blieb ihm nichts übrig, von der Leutseligkeit seines Generals gebührenden Gebrauch zu machen.

Am 26. Juli schrieb Sergeant Bartman an die Wand seines Arbeitszimmers „Vollbart 26. Juli 1949“, es war der Tag der letzten Rasur. Unter ständiger Pflege des Eigentümers und ständigem Einspruch der Militärpolizei-Patrouillen wuchsen Alec Bartmans Stoppeln zu einem „Vollblut-Vollbart“ heran, auf den jeder stolz sein konnte“ (Bartman).

Am 16. Dezember 1949, mit Ablauf der Ausnahmegenehmigung zum Tragen eines Vollbarts, bot Sergeant Alec Bartman verjüngt und verändert das ungeschützte Kinn dem Winterwind an Hamburgs neuem Jungfernstieg. Erfahrung: „Ich weiß jetzt, daß man dickfellig sein muß, wenn man sich einen Vollbart stehen läßt. Es erfordert einen gewissen Aufwand an moralischer Courage.“